

Albert Berger
(Austria)

ZUM ÖSTERREICHBEWUßTSEIN IN DER PROSA DER ZWEITEN REPUBLIK

Anstatt die vielfältigen, nach- und nebeneinander existierenden literarischen Formen und Richtungen in der österreichischen Prosa seit dem Zweiten Weltkrieg einfach zu katalogisieren, ziehe ich es vor, einen bestimmten Aspekt - nämlich das Österreichbewußtsein - herauszuheben und an einigen Repräsentanten aufzuzeigen. Auch so ist eine scharfe Reduktion unumgänglich, dennoch aber meine ich, daß dieser Aspekt ein deutlicheres Profil der österreichischen Literatur erbringen kann als die bloße Summierung von stilistischen Kategorien.

Als Leitfaden für die Überlegungen bietet sich das Romanwerk von Gerhard Fritsch an - aus mehreren Gründen, wie sich zeigen wird. Fritsch, Jahrgang 1924, gehörte zu jener Schriftstellergeneration, die in der Phase des Wiederaufbaues nach dem Zweiten Weltkrieg das Bild der neu entstehenden kulturellen Szene entscheidend mitgeprägt hat. Kriegseinsatz nach der Matura, Gefangenschaft, Werkstudentenjahre, ab 1951 Bibliothekar in Wien und dann seit 1959 bis zu seinem Selbstmord im Jahr 1969 freier Schriftsteller und Publizist: diese groben Orientierungsdaten umfassen jene zwei Jahrzehnte, in denen sich nach dem ersten Aufschwung in den späten vierziger Jahren die entscheidenden Ereignisse in der bisherigen Geschichte der Zweiten Republik vollzogen haben.

Das österreichische Transitorium der Besatzungszeit ging 1955 durch die Gunst der Umstände und durch die hartnäckigen Bemühungen der Koalition der beiden Großparteien mit dem Staatsvertrag zu Ende, seit der Stabilisierung des Schillings 1953 be-

fand sich die Wirtschaft in der Phase der Hochkonjunktur, und auf allen Gebieten des kulturellen Lebens ist eine Österreichbewegung zu verzeichnen, die Gerhard Fritsch später im Rückblick als "austriakische Renaissance"¹ bezeichnet hat. Die vielfältigen Austreibungen, den geistigen Haushalt des österreichischen Volkes mit dem politischen und ökonomischen Aufschwung zu synchronisieren, gipfelten in den Versuchen von Wissenschaftlern und Schriftstellern, das "österreichische Wesen" durch kulturhistorische Analysen zu ergründen und den Bürgern dieses Staates als Seeleninventar anzubieten. Der schon im Begriff des "Wesens" liegende Rekurs auf weit in die Vergangenheit zurückreichende, quasi überzeitliche Bewußtseinskonstanten war unter anderem auch der publizistische Ausdruck eines kollektiven Verdrängungsprozesses, der sich in der ökonomischen und politischen Stabilisierungsphase in den fünfziger Jahren abgespielt hat. Während die politische Elite der Koalitionsparteien in Erinnerung an das Desaster der Ersten Republik und aufgrund der Erfahrungen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern und im Widerstand rasch zur politischen Identität fand und das Muster einer Konkordanzdemokratie vorexerzierte, mußte die kulturelle Identität als tragende Basis in breiten Bevölkerungsschichten erst erzeugt werden. Der Mythos des immer noch unversehrten Kleinraumes "Heimat" (zu denken wäre etwa in den ungeheuren Erfolg K. H. Waggerls) bot sich hier ebenso wie derjenige der "guten alten Zeit" als Zufluchtsstätte an, die es erlaubte, unliebsame Erinnerungen zu verdrängen und das schlechte Gewissen zu überdecken. Der von dem italienischen Germanisten Claudio Magris an der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts diagnostizierte "habsburgische Mythos" taucht in dieser Zeit wiederum auf.

Repräsentant der österreichischen Prosa in den fünfziger Jahren ist denn auch ein Autor, der die Endphase des Habsburgerreiches noch erlebt hat und in Gesinnung und Anschauungen mit der altösterreichischen Tradition daher noch unmittelbar verbun-

¹ G. F r i t s c h, Aufforderung zum Mißtrauen. Literatur, Bildende Kunst, Musik in Österreich seit 1945, hg. v. O. B r e i c h a u. G. F r i t s c h, Salzburg 1967, S. 7.

den ist; Heimito von Doderer, Jahrgang 1896. Doderers große Romane (Die Strudlhofstiege, 1951; Die Dämonen, 1956) gestalten die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und die Zwischenkriegszeit und sie transformieren den habsburgischen Mythos - gewissermaßen dem Lebensweg des Autors folgend - in den Mythos des Bürgertums. Nicht nur aus der Wiener Topographie und aus den Geschichten seiner Figuren, sondern auch aus der Entstehungsgeschichte der "Dämonen" läßt sich belegen, das dabei - ganz im Gegensatz zu Doderers zentralem Begriff der "Apperzeption" - ein gerütteltes Maß an Verweigerung und Verdrängung beteiligt war. Das universalistische, im Grunde antihistorische Romankonzept Doderers konnte die jüngste Vergangenheit als einen Fall von "Apperzeptionsverweigerung", als geschichtlichen "Unfall" erscheinen lassen. Unter diesem Gesichtspunkt sind Doderers Romane selbst wie auch ihre Rezeption ein typisches Phänomen jener österreichischen Identitätssuche in den fünfziger Jahren, bei der die vergangenen zwei Jahrzehnte weitgehend unberücksichtigt blieben.

Der sensible, mit 21 Jahren aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrte Schriftsteller Gerhard Fritsch bemerkt die Widersprüche dieser Zeit sehr wohl - und reagiert seinerseits mit Flucht. Nicht bereit, das große Verdrängungsspiel mitzumachen, aber selbst auf der Suche nach einer seelischen Grundlage für das selbstverständliche Bekenntnis zu Österreich, wird auch er in gewissem Sinne ein Opfer des habsburgischen Mythos, den ihm vor allem das Werk von Joseph Roth vermittelt hatte.

Fritsch verfällt diesem Erinnerungs-Mythos in seinem 1956 erschienenen Roman "Moos auf den Steinen" als Kompensation für das Unbehagen an der österreichischen Gegenwart, die sich im Roman im Erfolgsmenschen vom Schlage des Journalisten Mehlmann verkörpert. Dieser Doktor Mehlmann, der "wie ein Leitartikel"² redet und das "Mundwerk eines Marktschreiers"³ besitzt, schickt sich an, das altehrwürdige, verfallende Barockschloß Schwarzwasser im Marchfeld bei Wien zu erheiraten und durch ein "von den besten Kräften der Hauptstadt vollinhaltlich unterstütztes Un-

² G. F r i t s c h, Moos auf den Steinen, Salzburg 1956, S. 56.

³ F r i t s c h, a.a.O., S. 58.

ternehmen"⁴, wie er sich in seinem Jargon ausdrückt, zu renovieren. Fritsch läßt das Vorhaben, das vom Erzähler von vornherein höchst ironisch kommentiert wird, scheitern; die Sympathie gilt eindeutig der geistigen Tradition des Habsburgerreiches, die im Schloß und seinen Bewohnern versinnbildlicht wird und die in diametralem Gegensatz steht zu dem oberflächlichen Kulturbetrieb der Gegenwart. Dabei nimmt freilich der Roman selbst den Charakter einer sentimentalisch-verklärenden Vergangenheitsschau an, in die zuletzt sogar noch die Gegenwart des Schlosses, wie zur Bestätigung der mit der alten Welt versinkenden Werte, einbezogen wird. Gegen Ende des Romans erlebt selbst Mehlmann noch seine Bekehrung: "Als Mehlmann die Saaltür hinter sich schloß, glaubte er zu wissen, daß alles, was er bisher in seinem Leben getan hatte, ein Geschwätz gewesen war"⁵.

Es ist bemerkenswert, daß die zunächst ziemlich aggressive Ironie und die folgende Anteilnahme des Erzählers an Mehlmann sich auf eine Person beziehen, die keineswegs ausgesprochen schlechte Charaktereigenschaften aufweist - bemerkenswert deshalb, weil es ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis von Gerhard Fritsch zur österreichischen Gegenwart Mitte der fünfziger Jahre wirft; Fritsch nimmt gewisse Tendenzen der Zeit wahr und gibt deutlich genug zu verstehen, daß er sie nicht mag, ohne allerdings hinreichend artikulieren zu können, warum. Denn die Aversion gegen das journalistische Getriebe und Ausdrücke wie "Zeitalter der Manager"⁶ oder "Zeitalter des Benzins und der Düsenjäger"⁷ bedeuten eben nicht viel mehr als ein emotionelles Unbehagen und Mißtrauen gegenüber der lauten Hektik der Zeit. Die Wandlung Mehlmanns entspringt dem forcierten Bedürfnis des Autors, gegenüber dem Fortschrittsmythos der ihm befremdlich und unheimlich erscheinenden Gegenwart einem anderen Mythos zum Recht zu verhelfen. Dieser Gegenentwurf ist eine Mischung aus Habsburger- und Heimatmythos, ganz und gar elegisch gestimmt, wobei die Tendenzen der Beharrung und die weit zurück-

⁴ Ebenda, S. 56.

⁵ Ebenda, S. 278.

⁶ Ebenda, S. 15.

⁷ Ebenda, S. 33.

reichende altösterreichische Tradition als Instanzen gegen den "Prometheus in Hosenträgern" (wie Fritsch den Typus des Gegenwartsmenschen einmal nennt) aufgerufen werden.

In der intensiven Vergegenwärtigung der Natur, vor allem der geschichtsträchtigen Landschaft an der Donau, und im naturhaften Verfallsprozeß des Schlosses spiegelt sich die Sehnsucht nach Besinnung und Einkehr, für die in der großstädtischen Betriebsamkeit kein Spielraum bleibt. "Hier ist kein guter Ort"⁸ heißt es wiederholt emphatisch von Wien, und gegen den "schlechten" Ort wird die habsburgische Vergangenheit aufgerufen. "Das Moos auf den Steinen" – so wird der Romantitel kommentiert – "auf den zerbröckelnden Steinen der Donaumonarchie, das Moos auf den Steinen zerfallender Bahnhöfe in der Bukowina, auf den Steinen der verwahrlosten Karlsbader Promenaden [...]. Das Moos, der weiche Polster der Vergänglichkeit über den Steinen, die nicht mehr Österreich sind. Österreich, das die einzige Herrschaft war, die wenigstens eine Zeitlang annähernd gerecht über eine Vielzahl von Völkern regiert hat"⁹. In Sätzen wie diesen ist die mythisierende Vergangenheitsschau unmittelbar zu greifen, und es ist kein Zufall, daß Fritsch ausgerechnet den Dr. Mehlmann, der dieser Welt am fernsten steht, über die Grabinschrift auf einem Katafalk in der Gruft des Schlosses nachdenken läßt. Der Graf, so steht dort zu lesen, starb "fortissime ac pietissime", auf das tapferste und demütigste, "modo austriaco". Mehlmann "beschloß sich das zu merken: auf österreichische Art..."¹⁰.

Es dürfte hinreichend deutlich geworden sein, daß G. Fritsch auf sein Unbehagen an der Realität der fünfziger Jahre mit einem elegischen Abgesang antwortet, der zugleich als Aufruf zur Besinnung auf eine geistige, altösterreichische Tradition gedacht war. Diese Haltung steht in engem Zusammenhang mit der damaligen Lage, mit den Anstrengungen der Zweiten Republik, den politischen Konsens der großen Parteien auch auf kulturellem Gebiet durch ein möglichst breites Traditionsfundament abzusichern. Da die österreichische Geschichte seit 1918 kaum An-

⁸ Ebenda, S. 288.

⁹ Ebenda, S. 31.

¹⁰ Ebenda, S. 147.

haltungspunkte für eine die ganze Bevölkerung umfassende Traditionsbildung bot, war man durchaus gewillt, den Rückgriff auf die weniger schmerzhaft, weil schon weit genug entfernte habsburgische Vergangenheit zu akzeptieren. Dabei wurden aber gravierende Gegenwartsprobleme unterschlagen und verdrängt. Wenn Gerhard Fritsch sich später von "Moos auf den Steinen" distanzier- te, so geschah das aus der Auffassung heraus, daß die Mitwir- kung an einer österreichischen Legendenbildung nicht die wich- tigste Funktion des Schriftstellers in der Gegenwart sein konn- te. Sein erfolgreicher erster Roman schien ihm im Rückblick viel zu "positiv", d.h. zu optimistisch, was die Möglichkeiten einer ethischen Selbstregeneration der Gesellschaft aus der idealistischen Gesinnung ihrer Kulturträger betrifft. Im zweiten Roman von Gerhard Fritsch, im 1967, elf Jahre nach "Moos auf den Steinen" erschienenen "Fasching", rückt das negative Gegenbild, das im ersten Roman nur angedeutet war, scheinbar unvermittelt in den Vordergrund. Aber schon im Übergang von den fünfziger zu den sechziger Jahren hatte sich bei Gerhard Fritsch, der mit dem österreichischen Kulturbetrieb durch seine Redakteurs- und Herausgebertätigkeiten eng verbunden war, die Wende von der Österreich-Elegie zur Österreich-Satire vollzogen. 1960 war Hans Leberts Roman "Die Wolfshaut" erschienen - eines der ersten und seltenen Werke, in denen die Nachwirkungen der nationalsozia- listischen Zeit das Thema bilden. Fritsch lobte an diesem Roman die "alptraumhaft dichte Atmosphäre", die "Akribie der Be- schreibung eines Hexensabbaths", in der Hans Lebert ein "Pandä- monium biederer Unzulänglichkeit und verbrecherischer Durch- schnittlichkeit" eines verkommenen Provinzialismus entfalte¹¹. In weiteren Rezensionen und Zeitglossen von Fritsch zeigt sich sehr deutlich die allgemeine Klimaveränderung in der öster- reichischen Kulturszene seit dem Beginn der sechziger Jahre, in denen sich die Polarisierung zwischen progressiven und konserva- tiven Autoren vollzog. Gerhard Fritsch, der als Redakteur der Zeitschrift "Wort in der Zeit" die avantgardistische Literatur förderte, erfuhr an den Widerständen, die seiner Tätigkeit ent-

¹¹ G. F r i t s c h, "Wort in der Zeit" 6, 1960, H. 10, S. 57/58.

gegengesetzt wurden, daß inmitten der "austriakischen Renaissance" der Nachkriegsjahre das Unkraut einer provinziellen, austriakischen Restauration gewuchert war, die einem anderen Traditionalismus, dem der nationalsozialistisch infizierten Kameradschaftsbünde und Turnvereine, huldigte. Der Alltagsfaschismus in Verhalten und Sprachgebrauch, das in breiten Bevölkerungsschichten verwurzelte antidemokratische Bewußtsein, der latente Antisemitismus - auch solche unerfreulichen Momente gehören zum Bild der Zweiten Republik, deren wirtschaftlicher Aufschwung von einer "kontinuierlich fehlenden Selbstkritik" (Albert Massiozek) begleitet war, was die jüngste Vergangenheit betraf.

Diese Selbstkritik holte Fritsch in dem Roman "Fasching" auf unerwartete und schonungslose Weise nach. Denn dieser Roman ist weit mehr als eine Satire auf den provinziellen Krypto-faschismus einer österreichischen Kleinstadt in den fünfziger Jahren: es handelt sich zugleich um eine vernichtende Abrechnung des Autors mit sich selbst. Der (autobiographisch aufzufassende) "Held" ist der Katalysator, durch den der latente Faschismus der "Ehemaligen" an die Oberfläche gelangt, aber auch er selbst, der Deserteur und Widerstandskämpfer bei Kriegsende 1945, wird dadurch, daß er sich nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft nur anpassen will und dem Treiben der Ehemaligen zuschaut, zum Täter und zum Opfer zugleich: Er sieht, und will doch nicht sehen, hört, und will doch nicht hören: er erfährt faschistische Gesinnung, Heuchelei und Brutalität am eigenen Leib, doch der macht mit - und wird fertiggemacht, als Deserteur und "Ver-räter". Die Regression in den Wahnsinn und in die Nähe des Selbstmordes ist die Konsequenz, die Fritsch für seinen "Helden" zieht.

Dieser zweite, in den Details der Gestaltung aufreizend ungenießbare Roman von Fritsch ist ein schonungslos ernstes, kein erhebendes Buch. Das in ihm gezeichnete Bild Österreichs aus faschistischer Ideologie und Gemeinheit einerseits und selbstzerstörerischer Feigheit und Schwäche andererseits zielt nicht auf selbstgerechte Empörung, sondern auf Einsicht, Zerknirschung und Umkehr. Die Ethik dieses Romans wird nicht mehr von einer ästhetisierenden Legenden- und Mythenbildung begleitet, sie ist eine der Negation: "Man muß das Böse beschwören, daß es das Gu-

te wird"¹², heißt es an einer Stelle. Und diese Erfahrung des "Bösen" in der österreichischen Realität macht verständlich, warum für G. Fritsch, der mit dem Herzen an den altösterreichischen Legenden hing, in den sechziger Jahren die Zeit der Legendenbildung vorbei war. Fritsch beschritt mit dem "Fasching" einen Weg, der von einem bedeutenden Teil der jüngeren Autoren in Österreich, wenn auch auf anderer Erfahrungsgrundlage, fortgeführt wird.

Bei diesen jüngeren, etwa in den vierziger Jahren geborenen Autoren besteht nicht mehr - wie noch beim jungen Fritsch - das Bedürfnis, österreichisches Nationalbewußtsein aus einer weit zurückreichenden Tradition zu legitimieren. Für sie ist der demokratische Staat eine Selbstverständlichkeit, die keiner grossen patriotischen Gefühle bedarf. Gerade diese Selbstverständlichkeit jedoch bedingt die Verwandtschaft mit der bei Fritsch ins Extrem gesteigerten Österreich-Satire. Was Schriftsteller wie Peter Handke (Jg. 1942), Peter Henisch (Jg. 1943) oder Franz Innerhofer (Jg. 1944) beschäftigt, sind in erster Linie die persönlichen Lebenserfahrungen. In ihren stark autobiographisch orientierten Werken erscheint Österreich nur sekundär, in vermittelter Form als Gegenstand der Darstellung. In Handkes ganz auf die Selbstfindung des Individuums zugeschnittenen Romanen¹³ der siebziger Jahre ist Österreich das Land bedrückender Kindheitserinnerungen. Dieses Österreich, sagte Handke vor drei Jahren über seine Erinnerung an den Staatsvertrag von 1955, war eine Welt, in der "man sich auch ohne Russen und Engländer besetzt fühlte, von den Besatzungsmächten der materiellen Not, der Herzenskälte der Religion, der Gewalttätigkeit von Traditionen, der brutalen Gespreiztheit der Obrigkeit [...] Ich liebe Österreich nicht, denn ein Land kann man nicht lieben, höchstens Menschen"¹⁴. Für Holl, die autobiographische Figur in Innerhofers Anti-Heimatromen "Schöne Tage" (1974),

¹² G. F r i t s c h, Fasching, Reinbek bei Hamburg 1967, S. 25.

¹³ Der kurze Brief zum langen Abschied (1972), Wunschloses Unglück (1972), Die Stunde der wahren Empfindung (1975).

¹⁴ P. H a n d k e, "Kleine Zeitung Graz", 18. Mai 1975.

ist die Erinnerung an das Österreich der Kindheit keine andere als die, daß er hier elf Jahre "Leibeigenschaft" auf dem Bauernhof verlebt hat, "Leibeigener, 1959, in der Republik Österreich"¹⁵.

Peter Henisch rekonstruiert in dem Roman "Die kleine Figur meines Vaters" (1975) zugleich mit der Vaterfigur auch das Österreich der Väter, in dem der Alltagsfaschismus unter dem heimlichen Banner von "Ruhe und Ordnung" bis in die Gegenwart weiterexistiert.

Eine zwischen Distanz und Sympathie schwankende, ambivalente Haltung kann als typisch gelten, nicht nur für die genannten, sondern für die Mehrzahl der jungen Autoren im heutigen Österreich. Soweit sich ihre schriftstellerische Tätigkeit auf Österreich bezieht, sehen sie ihre Funktion in der Kritik an dem Mißverhältnis zwischen dem Anspruch, den der demokratische Staat an sich stellt, und den tatsächlichen Bedingungen der individuellen Lebensentfaltung. Sie alle verzichten, wie schon die Betonung des Subjektpols im autobiographischen Ansatz zeigt, auf Totalitätsansprüche ebenso wie auf betonten Nationalismus; weder elegische Verklärung einer entfernten Vergangenheit noch Lobpreis der Gegenwart kommen für sie in Betracht. "Nationalismus" - schreibt etwa Gerhard Amanshauser - "hängt mit imposanter Selbstdarstellung zusammen, und daraus folgt, daß nur Schriftsteller, die nicht recht schreiben können, die nationale Note besonders hervorkehren, weil sie etwas Eindrucksvolles brauchen, das ihrer stilistischen Schwäche zu Hilfe kommt"¹⁶.

Unter diesem Gesichtspunkt ist also das Verhältnis der Schriftsteller zu Österreich durchaus eine Frage des künstlerischen Stils. Selbst Thomas Bernhards berühmte und berüchtigte gewordenen Österreich-Beschimpfungen in Romanen und Reden sind als Stilphänomene zu verstehen, was freilich nicht verhindern konnte, daß sie von offizieller Seite als Angriffe auf den Staat mißverstanden wurden. Für Thomas Bernhard ist Österreich nichts

¹⁵ F. Innerhofer, Schöne Tage, Salzburg 1974, S. 206.

¹⁶ G. Amanshauser, Glückliches Österreich. Literarische Besichtigung eines Vaterlandes, hg. v. J. Jung, Salzburg 1978, S. 22.

weiter als zufälliges, jederzeit austauschbares topographisches Exempel stilistischer Variationen über Leben und Tod: "...ich sage [...] über das hilferufende England nichts, das verlogene Deutschland, das schizophrene Amerika, das dilettantische Rußland, das gefürchtete China, das winzige Österreich [...] ich rede über den Tod ist mein Thema, weil das Leben mein Thema ist, unverständlich, unmißverständlich..."¹⁷.

Während die Prosa der fünfziger Jahre, wie das Beispiel des ersten Romans von Gerhard Fritsch gezeigt hat, sich am Aufbau eines Österreichbewußtseins positiv beteiligen wollte, ist seit den sechziger Jahren, wiederum maßgeblicher Beteiligung von Gerhard Fritsch, eine Destruktion jenes Österreich-Bildes festzustellen, das sich ohne Zutun der jungen Schriftsteller, sozusagen als touristisches Image des Landes entwickelt hat. Daß sich dieses Schi-Fußball-Fremdenverkehrs-Operetten-Schönbrunn-Image nicht verselbständigt, ist die Sorge und die Hoffnung der kritisch eingestellten Autoren. Handke gab 1976 in einer Rede seiner "Zuversicht, daß Literatur gebraucht wird", Ausdruck. Dieses Land Österreich, so meint er, ist im Begriff, durch seine Literatur "neu entdeckt, neu erforscht, neu ERFUNDEN zu werden": "Denn es ist die Literatur, die das Bild eines Landes bestimmt, gerade indem sie allen fertigen Bildern mit Hartnäckigkeit und sanfter Gewalt widerspricht; sie verhindert das traurige Wort ENDE über dem Bild von einem Land; wie sie zeigt, daß kein Mensch schon ein Bild von einem Menschen ist, so zeigt sie zugleich, da ein Land, das sich selber als Bild von einem Land will, kein Raum für lebende Menschen ist"¹⁸.

¹⁷ Th. B e r n h a r d, "Neues Forum" 1968, Heft 173, S. 348.

¹⁸ P. H a n d k e, Zuversicht, daß Literatur gebraucht wird, "Kurier", 6. November 1976, S. 31.

Albert Berger

ŚWIADOMOŚĆ "AUSTRIACKOŚCI" W PROZIE DRUGIEJ REPUBLIKI

Autor zajmuje się stosunkiem powieściopisarzy austriackich do Austrii i do pojęcia "austriackości" poczynając od lat pięćdziesiątych. Stosunek ten ulegał zmianom wraz z następowaniem po sobie generacji młodszych pisarzy. Reprezentatywna literatura lat pięćdziesiątych, której owa "austriackość" jest tematem, wykazuje tendencję mityzującą, apologizującą, korzeniami tkwiącą w przeszłości habsburskiej. Heimito von Doderer (rocznik 1896) przekształcił "mit habsburski" w swojej twórczości powieściowej lat pięćdziesiątych w mit mieszczaństwa wiedeńskiego. Gerhard Fritsch natomiast (rocznik 1924) próbował w swojej w roku 1956 wydanej powieści "Moos auf den Steinen" (Omszałe kamienie, mech na kamieniach) powiązać tradycję mitu habsburskiego ze świadomością austriackości, przynależności narodowej.

Ta tendencja jest ściśle związana z polityką kulturalną Austrii lat pięćdziesiątych, aby połączyć świadomość narodową i państwową oraz wzmocnić je poprzez powiązanie ich z autentycznie zrozumianą tradycją duchową, dziedzictwem duchowym Austrii; połączenie więc z tradycją, która po upadku monarchii habsburskiej i nastaniu ery narodowosocjalistycznej została tak gwałtownie przerwana. Ale już 10 lat później Gerhard Fritsch czuje się zobowiązany do zerwania z elegijnym "zaklinaniem" habsburskiej przeszłości i zamienia ją w surową krytykę aktualnej sytuacji duchowej w Austrii. Tak było w powieści "Fasching" (Karnewał) 1967, w której przedstawione i poddane satyrycznej analizie zostały przesady, prowincjonalna mentalność Austriaków i "ciemne" strony ich życia w stereotypie Austrii przekazanym tradycją. Dokonana u Fritscha zmiana i przejście od elegii austriackiej (apoteoza przeszłości) do satyry (krytyka współczesności) zostaje wzmocniona i jest kontynuowana przez generację młodszych pisarzy; urodzeni w latach czterdziestych autorzy jak Peter Handke, Franz Innerhofer i Peter Henisch np. nie dążą już do tego, aby legitymować stan współczesnej świadomości narodowej tradycją. Swoje zadania widzą w tym, aby zapobiec skostnieniu świadomości narodowej w powierzchowny stereotyp tego, co powinno być "typowo austriackie" poprzez ustawiczną immanentną krytykę "od środka", tj. przez krytyczne przedstawienie własnych, osobistych doświadczeń.